N12<528622191 021
LS
ubTÜBINGEN

Ernst Kapp
Buchbinderei & Papierh
Tübingen

CRTT

Welches waren die Ursachen

des Verfalles

der alten lutherischen Mission in Indien

und was haben wir daraus zu lernen?

Vortrag auf der Trankebarer Missionssynode 1867

gehalten von

Missionar **R. Handmann.**

Leipzig,
Druck von Ackermann u. Glaser.

GRA 106

Das mir gestellte Thema ist gewiß in vieler Hinsicht ein lehrreiches, lohnendes und reichen Stoff gebendes, aber auch ein schwieriges Thema. Denn gerade die Quellen, die mir zu dieser Arbeit zu Gebote standen, die alten und neuen ostindischen Missionsnachrichten, sind einestheils zu reichhaltig, als daß man sie in kurzer Zeit durchstudiren könnte, andrerseits wegen der durchweg befolgten Tendenz, nur die Lichtseiten der Mission zu zeigen, zu einseitig, als daß man in ihnen genügenden Aufschluß über die Schattenseiten derselben und ihren Verfall finden könnte. Viel Fingerzeige verdanke ich dem in mancher Hinsicht trefflichen Memoir of the first centenary of the Madras Mission (das erste Jahrhundert der Madras-Mission) von Rev. Taylor, dessen gerechte Würdigung der Verdienste unsrer Väter, ihrer evangelischen Praxis und ihrer zum Theil musterhaften Amtsführung ihm als einem Engländer alle Ehre macht.

Doch zur Sache! Die Ursachen des Verfalls der alten lutherischen Mission in Ostindien können wir nicht verstehen, wenn wir nicht wenigstens mit einem flüchtigen Blick die Ursachen der Gründung, des Wachsthums und der Blüthe derselben uns vergegenwärtigen.

Es gibt wohl keine zweite Mission und hat wohl auch keine gegeben, bei der so verschiedenartige Factoren, Personen, Nationen, Landeskirchen und Confessionen zusammenwirkten, als bei der alten lutherischen Mission in Ostindien, die den einfachen Namen der hallischen oder dänischen trägt. Wie bei allen großen kirchengeschichtlichen Ereignissen, sehen wir auch bei Gründung dieser Mission deutlich den Finger Gottes, welcher alle die verschiedenen Factoren dieses seines Werkes im Verborgenen vorbereitet, und dann, als der rechte Zeit-

punkt gekommen war, zusammentreffen und zusammenwirken läßt. Da sehen wir eine europäische Colonie im Heidenlande, gleich als eine offene Thür und Behausung für seine Boten, da einen König, der die Verpflichtung gegen seine heidnischen Unterthanen in Indien wohl zu würdigen weiß, einen Hofprediger, der den rechten Weg zeigt, dieser Pflicht zu genügen, eine Anstalt, welche die nöthigen Kräfte dazu bietet, und aus dieser Anstalt, dem eigentlichen Herd des ganzen Werkes, gehen Männer hervor, begabt mit den Gaben, welche zu einem bahnbrechenden Missionsberuf erforderlich sind; — Deutschland, angeregt durch die Weckstimmen einiger treuen Zeugen Christi, nimmt hinlänglich Interesse an dem Werke, um ihm eine wesentlich deutsche Färbung zu geben, Dänemark schützt und leitet es mit seinem politischen und staatskirchlichen Einfluß, England durch Vermittlung der in London lebenden Deutschen kommt wie von selbst dazu, um die Hand zu einer immer größern Ausdehnung der Mission zu bieten; — dazu ein Land, das unter allen damaligen Heidenländern in besonderer Weise für das Evangelium vorbereitet und schon hinlänglich mit Colonisten angefüllt, ja zum Theil schon von europäischen Mächten unterjocht war, um den Missionaren den nöthigen Schutz und manche Hülfe zu gewähren, — ein Volk, das schon seit 200 Jahren mit dem Christenthum, wenn auch in unvollkommener Weise, bekannt gemacht und dessen Sprache schon anfangsweise dem Evangelium dienstbar gemacht worden war. Nehmen wir dazu alle Hülfsleistungen, die den Missionaren hier zu Lande zu Theil wurden von Seiten der Europäer, Beamten und Freunde, eingeborner Regenten bis herunter zu den schwächsten Werkzeugen, die ihnen in Kirchen und Schulen mithalfen: so werden wir in Erwägung aller dieser Kräfte, die zu dem einen Werke mitwirkten, zugeben müssen, daß die von dem bescheidenen Waisenhaus in Halle ausgehende Mission ein aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengesetzter und von den mannigfaltigsten Kräften bewegter großartiger Organismus war, wie man wenigstens in der Geschichte der evangelischen Mission kaum einen zweiten finden wird. Waren doch in dieser einen Mission, unter einem Volke nicht weniger als sechs europäische und vier indische Sprachen mehr oder weniger in mündlichem und schriftlichem Gebrauch. Kein besonderes Reglement, keine Bundesstipulation, keine evangelische Allianz wurde zum Zwecke dieser Mission geschlossen. Es machte sich alles wie von selbst. Wie ein Organismus nie durch Kunst und Regeln oder kunstmäßige Zusammensetzung einzelner Theile erzeugt wird, sondern stets aus einem Lebenskeime, der sich naturgemäß und allseitig entfaltet, so ent-

stand auch diese Mission nicht durch Kunst oder den Willen der Menschen, sondern aus einem von oben erzeugten Lebenskeim. Das war der lebendige Glaube an Jesum Christum als den Heiland aller Menschen, und zwar, wenn ich mich so ausdrücken darf, deutscher Glaube. So viel auch Dänemark mit seiner königlichen Gunst und England mit seinem politischen Einflusse, seinen Schiffen und seinem Gelde (welches jedoch im vorigen Jahrhundert bei weitem nicht so reichlich floß, als in neuerer Zeit) die dänisch-hallische Mission unterstützten, so lag doch der Schwerpunkt derselben von Anfang an, sowohl auf die Personen der Missionare, als auf die Correspondenz und ganze Verwaltung gesehen, ohne Frage in Deutschland.

Die Mission war ferner in ihrem Ursprung vorwiegend ein Werk des Pietismus, die Missionare waren größtentheils Schüler der hallischen Schule. Die besten und tüchtigsten unter ihnen hatten ihre Bildung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts empfangen. Das ist die Zeit, welche Kurtz als die zweite Blüthezeit der lutherischen Theologie bezeichnet. „Die damals ausgebildeten Theologen", sagt er, „hatten von Calixt Milde und Gerechtigkeit gegen die katholische und reformirte Kirche gelernt, von Spener waren sie zu eifrigem Bibelstudium und inniger Herzensfrömmigkeit angeregt, aus G. Arnold's Einseitigkeit hatten sie gelernt, auch bei Ketzern und Sectirern der verkannten und verzerrten Wahrheit nachzugehn, von Calov und Löscher hatten sie den Eifer für die reine Lehre geerbt." Diese Schilderung paßt fast ganz genau auf unsre alten Missionare. Sie kamen der Mehrzahl nach heraus ausgerüstet mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, mit großer Vorliebe für die Wissenschaften und besonders das theologische Studium, mit ungeheuchelter, opferfreudiger Frömmigkeit, mit brennender Liebe zu den armen Heiden und unermüdlichem Eifer für ihr Seelenheil. In ihrer äußern Erscheinung sind sie einfach, kindlich und doch würdevoll, leutselig und freundlich gegen jedermann. Im Umgang mit Königen und ihren Ministern, wie mit den ärmsten Eingebornen, immer sind sie dieselben: einfach, demüthig und doch freimüthig und eifrig, das Evangelium zu predigen zur Zeit und zur Unzeit. Gegenüber Andersgläubigen, insbesondere den Angehörigen der englischen Kirche, vermeiden sie alle confessionelle Schroffheit, zeigen große Milde und Weitherzigkeit, ohne jedoch, wenigstens in der ersten Periode der Mission, die lutherische Kirche irgendwie zu verleugnen. Sie lebten und webten in ihrem Beruf und darum waren und leisteten sie etwas ganzes, und darum verdienen sie auch die Ehre, die man ihnen in zwei Welttheilen so freigebig gespendet hat,

in vollem Maße; ja einige von ihnen werden mit Recht unter die Zahl jener apostolischen Männer gerechnet, welche für alle Zeiten als leuchtende Vorbilder heiligen Missionseifers dastehen.

Nachdem wir uns so an die Factoren der alten lutherischen Mission in Indien kurz erinnert haben, werfen wir nun noch einen Blick auf ihre Thätigkeit und den Erfolg derselben.

Wenn wir die Berichte von der Thätigkeit jener Missionare lesen, so müssen wir uns sehr beschämt fühlen. Sie übertreffen uns in vielen Stücken. Mit dem größten Eifer und Fleiß und mit unerschrockener Beharrlichkeit widmeten sie sich von Anfang an ihrem Werke. Die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen, die Hindernisse, die sie zu überwinden hatten, feuerten sie nur zu um so größeren Anstrengungen an. Das meiste aber haben sie wohl in ihrem Betkämmerlein ausgerichtet. Vor allem widmeten sie ihre ersten Jahre der Erlernung der Sprache und Erforschung des Landes, seiner Literatur und Sitten. Die Heidenpredigt war ihnen Hauptsache (ich rede hier hauptsächlich von den Missionaren der ersten Periode), obgleich sie von derselben auch nicht viel mehr directe Erfolge wahrnahmen, als wir. Täglich gingen sie deshalb aus, bei Besuchen und auf Reisen ließen sie keine Gelegenheit vorübergehen, mit den Heiden zu reden. Die Katechumenen unterrichteten und prüften sie mit der größten Sorgfalt und den gesammelten Gemeinden waren sie „Väter“ im wahren Sinne des Wortes. (Dies ist noch jetzt ein Ehrentitel der Missionare.) Bei Gelegenheit des Abendmahles suchten sie ihre Gemeindeglieder treulich in Erkenntniß des Heils und in wahrer Buße zu fördern und handelten ganz nach dem lutherischen Grundsatz: nulli admittuntur nisi antea explorati (niemand wird zugelassen, ohne zuvor verhört zu sein). Ueberall wo sie Gemeinden hatten, ja selbst mitten unter den Heiden legten sie Schulen an, deren Pflege sie selbst sich angelegen sein ließen. Daneben benutzten sie alle Freistunden, um für Christen und Heiden die nöthigsten Schriften zu verabfassen, zu drucken und zu verbreiten. Darin liegt die Bedeutung der alten Missionare, daß sie mit demselben Eifer und Fleiß, mit welchem sie das Reich Gottes nach außen auszubreiten suchten, auch dasselbe in der Tiefe gründeten und befestigten. So kam es, daß ihnen ein verhältnißmäßig reicher Segen und für die Zukunft vielversprechender Erfolg zu Theil wurde, und daß es ihnen wirklich gelang, mitten unter viel Schwierigkeiten und Anfechtungen und mit verhältnißmäßig wenig Mitteln die christliche Kirche bleibend in diesem Heidenlande zu gründen. Die Mission wuchs und blühte zwei Menschenalter lang (1706—1770). Fenger bezeichnet 1740 als

das Jahr, bis zu welchem die Mission in stetem Wachsthum begriffen war, und von welchem an langsam und unmerklich der Verfall begann. Ich kann damit nicht stimmen. Um 1740 kam ein Mann, der die Mission nach innen noch ein gut Theil weiter entwickeln half: Joh. Ph. Fabricius, und 1750 ein zweiter, welcher nach außen dasselbe that, Chr. Fr. Schwarz. Ich möchte 1770 als das Jahr des Wendepunktes bezeichnen. Dann wäre die alte Missionsgeschichte vor dem Beginn unsrer Mission (1840) in zwei gleiche Hälften getheilt: 70 Jahre Wachsthum und 70 Jahre Verfall. Der Titel „neuere Missionsgeschichte", den die zweite Hälfte der ostindischen Missionsnachrichten von diesem Jahre an trägt, dient in schlagender Weise zur Bestätigung dieser Eintheilung.

Im Jahre 1770 war die Mission zwei Menschenalter alt. In Europa war das Missionswerk schon ein Gegenstand allgemeinen Interesses geworden, dem viele Freunde in Deutschland, Dänemark und England ihre Gebete und Gaben widmeten. In Ostindien gab es damals schon einen Stock alter Gemeinden zweiter Generation in und um Trankebar und in Madras. Viele neue waren dazu gesammelt worden. Ueber das ganze Tamulenland und noch über dasselbe hinaus hatte die Mission sich ausgebreitet. In Trankebar, Negapatam, Madras, Cuddalore, Tanjore, Tritschinopoli, Vellore, Pulicat und andern Orten gab es tamulische und portugiesische, ja zum Theil selbst englische und deutsche Gemeinden. Im Süden, Madura, Palamcottah und Ramnad, waren schon Anfänge zu neuen Gemeinden vorhanden, und selbst auf Ceylon erstreckte sich die Thätigkeit der Mission. Sogar im fernen Calcutta war eine Station abgezweigt worden. In den Städten und auf vielen Dörfern waren Kirchen, Kapellen und Schulen erbaut. Die Gemeinden wurden von trefflichen Missionaren, einigen Landpreigern und Katecheten geleitet und gepflegt. Zwei Pressen, eine in Trankebar und eine in Madras, waren thätig, um gute Bücher zu drucken. Die Bibel war nicht blos übersetzt, sondern auch gründlich revidirt, und wurde 1774 gedruckt. Ein Gesangbuch war vorhanden, wie es vielleicht in keiner andern Mission zu finden ist (1775), und viele gute Tractate und Bücher für Schule und Haus waren gedruckt, welche von vielen Tamulen gelesen wurden. Kurz, die Mission war trotz äßerer Bedrängniß durch vielerlei Noth, Krieg, Hunger und Theurung in einem blühenden Zustande und schien die Bürgschaft zu weitere günstiger Entwickelung in sich zu tragen. Um so mehr muß es uns Wnder nehmen, wenn wir nun hören, daß gerade damals ein Wendepukt eintrat, von dem an das blühende Werk zu

verfallen begann, bis es endlich nach zwei andern Menschenaltern dem Untergange nahe war. Ehe wir nach den Ursachen dieser merkwürdigen und traurigen Erscheinung fragen, vergegenwärtigen wir uns zuvor den Verlauf des Verfalls in kurzen Zügen.

Wir datiren also dessen Anfang vom Jahre 1770. Er hängt mit dem Verfall der heimathlichen Kirche zusammen. Wenn gleich dort der Rationalismus schon um das Jahr 1750 auftrat, so vergingen doch natürlich erst einige Jahre, ehe er seinen Einfluß auf das ferne Indien geltend machen konnte. Ferner: 1769 starb der jüngere Francke, der treueste Freund und Berather des Missionswerkes in Deutschland. Obgleich seine Nachfolger im Directorium der Waisenanstalt, mit welchem Amt ja die Herausgabe der ostindischen Nachrichten und eine gewisse Leitung der deutschen Missionsbestrebungen verbunden war, nämlich J. G. Knapp († 1771), G. A. Freylinghausen († 1784), J. L. Schulze († 1799), G. Chr. Knapp, Niemeyer, Jacobs, Niemeyer — alle Glieder einer Familie — im Anfang noch in einem Sinn und Geiste weiter zu arbeiten suchten, so machte sich doch auch bei ihnen je mehr und mehr der verderbliche Einfluß des Zeitgeistes geltend (besonders seit dem älteren Niemeyer). Ja schon bei Schulze tritt das Streben, die Missionsberichte angenehm und unterhaltend zu machen und dem Schulwesen einen ungebührlichen Vorzug zu geben, so stark hervor, daß es uns nicht verwundern kann, wenn wir alsbald den nachtheiligen Einfluß davon an den ostindischen Missionaren wahrnehmen. Die seit 1770 ausgesandten Missionare waren fast alle von der neuen Zeitrichtung beeinflußt.

In Dänemark trat auch um jene Zeit ein Wendepunkt ein im Missionscollegium. Im Jahre 1766 bestieg Christian VII. den Thron. Von da an ging es mit dem Collegium raschen Schrittes abwärts. Der theilnehmende, liebliche und freundliche Geist, der bis dahin in den Schreiben des Collegiums sich kundgegeben hatte, machte nun mehr und mehr einem geschäftsmäßigen Tone Platz. Ja bald nimmt es sich ein Secretär des Collegiums, Hee-Wadum heraus, die Missionare scharf zu tadeln und sammt ihrem Werke zu verhöhnen (vgl. Fenger S. 254).

In Trankebar knüpft sich der Verfall an die Namen der Missionare John, Rottler und Caemmerer. John kam eben im Jahre 1770 heraus. Er suchte die Mission zu beleben, aber nicht von innen nach außen, sondern von außen nach innen. Seine allzugroße Vorliebe für die Schule wurde der Mission verderblich. Sein Unterricht scheint nicht ganz frei gewesen zu sein von dem Einfluss der Aufklärung. Er

mußte noch bei seinen Lebzeiten das Mißlingen seiner Pläne beklagen und den immermehr überhandnehmenden Verfall der Mission schauen. Von ihm rührt auch das glaubenslose Wort her: „Findet man keine geeigneten Missionare, so lasse man uns aussterben". Welch einen jämmerlichen Anblick bietet die Trankebarer Missionsstation nach 1800! Sie befand sich auf einer schiefen Ebene. Die Missionare ergehen sich in viel Klagen und schildern den Zustand der Gemeinde und Mission in den schwärzesten Farben; sie sprechen offen die Befürchtung aus, die Mission gehe ihrem Ende entgegen. Beständiger Streit mit den dänischen Behörden, ja mit der eigenen Gemeinde verbitterte ihnen das Leben. Das Zerwürfniß mit der Gemeinde war so weit gediehen, daß 1806 die hundertjährige Jubiläumsfeier unterbleiben mußte. Der unsittliche Wandel der Europäer war eine Schmach für's Christenthum. Die Eroberung Trankebars durch die Engländer 1808 unterbrach auf einige Zeit alle Verbindung mit Dänemark und beraubte die Missionare fast aller Hülfsquellen. Diese verloren immermehr den Muth. Rottler und Schreyvogel hatten Trankebar verlassen. Nur noch Cämmerer hielt daselbst aus. 1820 übergab er die im englischen Gebiet liegenden Außenstationen mit 1300 Christen und Zubehör der englischen Gospel Society. In Trankebar blieb nur eine durch das Wegziehen vieler Familien nach günstigern Orten sich immermehr verringernde Gemeinde übrig, deren Pflege den Dänen eher eine Last als eine Freude war. Beinahe hätte man auch den Namen „Mission" aufgegeben. Sie fristete zuletzt nur als Schulanstalt und Anhängsel zu dem Amte der Kaplane nothdürftig ihr Dasein. Nur so wurde sie vor der Uebergabe an die Engländer bewahrt.

Die Madras-Mission wurde auch in den siebziger Jahren (1778) durch den Bankerott des Miss. Fabricius und seine Gefangennahme sehr erschüttert und gerieth in nicht geringe Unordnung. Der treffliche Gericke hielt zwar den Verfall nach Kräften auf, aber durch seine vielseitige, hauptsächlich den Europäern gewidmete Thätigkeit, durch seine Dienstleistungen innerhalb der englischen Kirche und an englischen Instituten (Madras female Asylum) bereitete er, so viel gutes er auch augenblicklich damit ausrichtete, doch eine schlimme Wendung der Dinge vor, welche in der Zeit seines zweiten Nachfolgers (Rottler) eintrat. Dieser, der Veteran der lutherischen Missionare (er lebte und wirkte in Indien 60 Jahre lang), bahnte durch seine Thätigkeit in Madras der englischen Kirche Weg und Steg mitten hinein in das Herz der lutherischen Mission und wußte diese gegenüber den Intriguen des Madrasser Specialcommittees der Gesellschaft für Ausbrei-

tung christlicher Erkenntniß so wenig zu vertreten und zu wahren, daß nach seinem Tode (1836) alles in die Hände desselben fiel.

Die Cuddalore-Station war auch seit etwa 1770 in Folge der vielen Einfälle der Mysorischen Truppen und der englisch-französischen Kriege geknickt. Die Missionare Hüttemann († 1781) und der spätere Holzberg († 1824), welche beide ziemlich starke Rationalisten gewesen zu sein scheinen, haben diesen Verfall eher befördert, als verhindert. Ersterer soll zur „Aufklärung" der vornehmen Heiden ein Buch von Reimarus, dem berüchtigten Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, empfohlen haben!!

Die Station Tanjore scheint im ganzen am meisten lutherischen Charakter und kirchliches Bewußtsein gehabt und bewahrt zu haben, wohl in Folge der gesegneten langjährigen Wirksamkeit des ausgezeichneten Missionars Chr. Fr. Schwarz († 1798). Diese Station widerstand den Neuerungen am längsten. Bezeichnend ist Hebers, des zweiten indischen Bischofs, Urtheil, das er bei seinem Besuch Tanjore's 1826 äußerte etwa in diesen Worten: „Hier ist die Kraft des Christenthums in Indien." Aber Schwarzens Nachfolger, der jüngere Kohlhoff († 1844), war doch zu schwach und zu wenig vorsichtig, um die Rechte der lutherischen Kirche gegenüber den immer anspruchsvoller auftretenden englischen Missionaren und Bischöfen behaupten zu können. Die jüngern Missionare Sperschneider und Schreyvogel, in Tritschinopoli seit 1826, und andere verdarben vollends alles. Darum gelang es hier wie in Tritschinopoli den Bemühungen des Madrasser Specialcommittees, den Missionaren die Verwaltung der reichen Fonds*), die hauptsächlich von Schwarz herrührten, zu entziehen und sie so immer mehr und mehr ihrer Unabhängigkeit zu berauben. Dazu halfen ihnen in Tritschinopoli die Missionare Rosen und Schreyvogel nur allzu willig.

Im Süden Indiens, in Palamcottah und Tinnevelly, wo der eifrige Jaenicke († 1800) treulich gearbeitet hatte, waren die Gemeinden nach seinem Tode eine Zeitlang verwaist und viel Verfolgungen ausgesetzt. Aber gerade diese Verfolgungen halfen zu einer immer größern Ausbreitung des Christenthums. Die Missionare der Church Mission, der begabte Rhenius und seine Collegen, wußten ein gut Theil jener Gemeinden an sich zu locken, und hier wurde, wenn auch

---

*) In Tanjore betrug dieser Fond außer vielen liegenden Gründen an baarem Gelde im Jahre 1823 88,000 Rup. (1 Rup. = 20 Sgr.), in Tritschinopoli ca. 60,000 Rs. (1825), in Madras hatte Gericke einen Fond von 52,000 Rs. hinterlassen (nach Taylor).

nicht in lautrer Form, manches Ueberbleibsel vom Lutherthum bewahrt, das den Uebergriffen der englischen Kirchenleute nicht wenig zu schaffen machte. Aber nur für kurze Zeit. In den dreißiger Jahren ging die Sonne der lutherischen Mission, die einst so helle über dem Tamulenlande geschienen, unter. Nur in Trankebar glänzte noch ein Abendstern, der nach wenig Jahren zum Morgenstern werden sollte.

Schon um das Jahr 1826 hatte die Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß, welche ihren lutherischen Missionaren ein Jahrhundert lang kirchliche Freiheit gewährt hatte, ihre ganze indische Mission der sogenannten Gospel Society übergeben, welche sie sofort der anglikanischen Kirche einverleibte und unter die Oberaufsicht des Bischofs von Calcutta, später von Madras stellte.* Anglikanische Liturgie, Confirmation, Ordination und Abendmahl wurden überall eingeführt und der lutherische Sauerteig nach Kräften ausgefegt. Den Gemeinden sagte man, es sei kein Unterschied zwischen der frühern und der neuern „Mission". Es war ein bedenkliches Zeichen für den Glaubensstand der Gemeinden und Missionsbeamten, daß sie ohne Protest zu erheben sich dies gefallen ließen und wie im Schlafe aus dem Lager der einen Kirche in das der andern übergingen. Sie waren so kraft- und haltlos, weil ihnen der Anhalt an der heimathlichen Kirche fehlte. Der heimathliche Missionsverein, der einst drei Länder verbunden hatte im ersten Feuer des Missionseifers, war längst nicht mehr. Das Feuer des lebendigen Glaubens, das jene Mission hervorgebracht hatte, war in Deutschland und Dänemark längst erloschen, nur hier und da glomm es unter der Asche fort. Dagegen war es in England zur hell auflodernden Flamme geworden. So geschah es denn, daß die sogenannte hallisch-dänische Mission der lutherischen Kirche in Ostindien nach fast anderthalbhundertjährigem Bestehen wie im Sande verlief oder, um es richtiger auszudrücken, in ein fremdes Bett übergeleitet wurde. Die dänisch-hallische Mission als solche hörte auf zu existiren. Das was so viele edle Kräfte mit viel Mühe und Mitteln erstrebt hatten, was eine Zeit lang auch zu glücken schien: die Gründung der evangelisch-lutherischen Kirche unter den Heiden, das war im großen und ganzen mißglückt. —

Nach diesen Vorbemerkungen werden wir nun um so begieriger

---

*) Uebergeben wurden damals 5 Stationen: Madras, Cuddalore, Tanjore Tritschinopoli und Tinnevelly, mit 6 Missionaren, noch meistens Deutschen: Rottler, Haubroe, Kohlhoff, Schreyvogel, Rosen und Sperschneider, 141 Katecheten und Lehrern und 8352 Seelen. Dazu oben genannte Fonds, viele liegende Gründe und Gebäude.

fragen nach den Ursachen dieses so kläglichen Verfalls jener einst so blühenden Mission. Wir antworten zunächst negativ.

Die Ursachen des Verfalls waren nicht die Unfruchtbarkeit des Missionsfeldes, oder die Verstockung des tamulischen Volkes, oder der Abfall der Gemeinden, denn gerade in jenen Jahren wandte sich das tamulische Volk mit mehr und mehr Interesse der Mission zu und begann die Missionare zu ehren, wie nie zuvor (so z. B. in Tanjore und Tinnevelly); — nicht die politischen Verhältnisse, äußere Trübsal, Krieg und Hungersnoth, denn ob dieselben gleich der alten lutherischen Mission je und je äußerlich manchen Schaden und Verlust bereiteten, so brachten sie, wo nur der rechte Sinn und Glaube da war, doch auch stets eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit (so in Madras und Tinnevelly); — nicht der Mangel an Geldmitteln, von dem man in unsrer Zeit so oft den Untergang der Mission befürchtet, denn damals besaß die Mission reiche Fonds und hatte außerdem noch so viele Hülfsquellen und Freunde in England und Indien, daß nach dieser Seite hin eher ein Fortschritt, als ein Rückschritt der Mission zu erwarten gewesen wäre. Mit einem Worte: die Ursachen des Verfalls lagen nicht außerhalb, sondern innerhalb der Mission. Und zwar haben wir hier vor allem zu nennen:

1. den Verfall des christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens in Deutschland. Die Wirkung dauert nur so lange fort, als die Ursache fortdauert. Der Mission innerste Triebkraft ist der lebendige Glaube an Jesum Christum, den Heiland aller Menschen. Fällt dieser Glaube dahin, so geht es auch mit der Mission rückwärts, wie ein Baum abstirbt, wenn ihm der nöthige Saft fehlt. Das lehrt uns deutlich die Geschichte der alten hallischen Mission. Seit 1750 begann der Rationalismus die heimathliche Kirche zu verwüsten. Der Vater derselben, Semler, lebte und lehrte in Halle 1753—1791. Der Einfluß seiner Wirksamkeit zeigte sich seit den siebziger Jahren auch in der Mission. Gleich der erste Band der sogenannten „Neueren Missionsgeschichte“ wird mit einer Vertheidigung des Missionswerkes gegen die Angriffe des Rationalismus in der Nicolaischen allgemeinen deutschen Bibliothek begonnen. Ein Recensent der hallischen Missionsberichte nimmt Anstoß an den den Geschenken beigedruckten Zettelchen als „einer Art ehrwürdiger Heiligkeit.“ Die Berichte seien nicht unterhaltend und lehrreich genug, die Missionare schienen nicht das reine apostolische Christenthum, die einfältige liebenswürdige Religion Jesu zu lehren, welche den Aberglauben vom Thron stoße und die gesunde Vernunft hinaufsetze. Unter dem

Aberglauben scheint er die sogenannte „Wunden- und Blut-Theologie“ zu verstehen. Ein andrer Kritiker schreibt aus Lemgo: „Die Brahminen haben aus ihrem Wedam weit erhabenere und würdigere Begriffe von der Gottheit geschöpft, als daß ihnen die niedrigen, kindischen und unwürdigen Vorstellungen behagen könnten, die wir ihnen aus Europa überbringen.“ Das mußte doch den Missionaren nicht wenig unerbaulich klingen. Aber es kam noch ärger. In Deutschland und Dänemark wurden die Missionare mit ihrem Werke mehr und mehr ein Gegenstand des Spottes, und dieser Unglaube verpflanzte sich auch auf die Colonien. Daher schreibt Schreyvogel um 1800 aus Trankebar: „Die Bibel ist hier ein Fabelbuch.“

Aber das war das Schlimmste, daß dieser Unglaube langsam und unmerklich selbst in das Herz der Mission eindrang. Man verschloß jenen Einreden und Spötteleien der Vernunft doch nicht so ganz das Ohr. Die Missionsberichte werden von da an wirklich anders. Sie werden mehr interessant gemacht, dadurch daß immer weniger von dem unliebsamen Evangelium und der Predigt desselben, aber immer mehr von andern, äußerlichen Dingen gehandelt wird. Die Missionare lassen es sich angelegen sein, die Heiden „aufzuklären,“ zunächst, wie es heißt und scheint, über ihren heidnischen Aberglauben; aber es geht doch bald weiter. Auch die Christen sollen über gewisse christliche Begriffe aufgeklärt werden.* Sie suchen sich dem Gelächter der Welt zu entziehen durch Verdienste um die Wissenschaften, besonders die Sprachen und Naturwissenschaften. John sammelt Muscheln, Rottler Pflanzen. Sie versprechen es mit der Heidentaufe recht genau zu nehmen, und in Folge dessen wird sie immer seltner. Die Heidenpredigt tritt auch zurück. Man predigt den Christen mehr und mehr über Moral und über die Schönheiten der Natur. Mehrere Missionare, wie die schon erwähnten Hüttemann und Holzberg, scheinen vom Rationalismus stark angefressen gewesen zu sein, andre, wie Früchtenicht und Stegmann, waren ganz untauglich für ihr Amt. — Die Folgen davon wurden natürlich nur zu bald in der Mission bemerkbar, denn

---

*) Noch heute kann man von den Aufklärungsversuchen des Miss. John in Trankebar erzählen hören. Dieser ließ es sich besonders angelegen sein, aus seinen Zöglingen alle Furcht vor Gespenstern und dem Teufel zu vertreiben. Er soll deshalb z. B. einmal des Nachts einen Schüler in die Kirche gesandt haben, um vom Altar die Bibel zu holen. Er hatte aber schon vorher seinem Küster Auftrag gegeben, sich zu vermummen und den Schüler zu erschrecken. Als der Schüler in die Kirche ging, stürzte das Gespenst mit schrecklichem Gebrüll auf ihn zu, so daß er vor Schrecken fast ohnmächtig wurde. Da faßte ihn John, der ihm heimlich nachgefolgt war, und rief triumphirend: „Es ist ja nur der Küster, siehst du nun, daß es mit den Gespenstern nichts ist?“

diese glich ja immer noch größtentheils einer jungen Reissaat, die bei Wassermangel sogleich verdorrt. Die Gemeinden verweltlichten. Viele Christen waren eine Schmach für die Kirche. Die größeren Stadtgemeinden waren oft in mehrere Parteien gespalten, die sich gegenseitig beständig befehdeten. Die Gottesdienste wurden immer kahler und unerbaulicher, und darum immer weniger besucht. Die Missionare ließen die Liturgie fallen und machten den Gottesdienst gewöhnlich so kurz als möglich ab. Manche Missionare sollen von ihrem Hause auf die Kanzel gegangen und von der Kanzel, während noch die Gemeinde den letzten Vers sang, gleich wieder nach Hause zurückgekehrt sein. Es war, wie mir ein Tamule sagte: eine geistliche Hungersnoth. Daher wurden denn Wort und Sacrament immer mehr verachtet. Wenig Proselyten wurden gewonnen. Viele Christen fingen wieder an, heidnisch zu leben. — Unter den Studenten und Candidaten in Deutschland und Dänemark ließ sich zuletzt fast keiner mehr bereit finden, zu den Heiden zu gehen. Die Dänen Rosen und Haubroe, welche 1818 nach Indien gingen, waren die letzten vom Kopenhagener Miss.-Collegium gesandten lutherischen Missionare. Die Ahnung John's vom „Aussterben" erfüllte sich beinahe buchstäblich, denn 1840 war nur noch einer der alten lutherischen Missionare übrig. In Summa: die ostindische Mission war hauptsächlich ein Werk lutherischen Glaubens. Als dieser im Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland und Dänemark verschwand, fiel die Mission dahin, obgleich grade damals England zu neuem Glaubensleben und Missionseifer erwachte.

Diese Abnahme des lebendigen Glaubens ist die Haupt-, ja man kann gewissermaßen sagen, die einzige Ursache des Verfalls der hallisch-dänischen Mission, so daß, wenn ich hier abbräche, ich doch nichts wesentliches ungesagt gelassen hätte. Alle andern Ursachen des Verfalls, die man aufführen kann, sind streng genommen nur Nebenursachen, welche alle mehr oder weniger mit dieser Hauptursache in Zusammenhang stehen. Doch betrachten wir sie gesondert, denn sie zeigen uns, welches die schwachen Seiten der Mission waren, und lehren uns verstehen, warum sich der Verfall so und nicht anders gestaltet hat.

2. Der Pietismus. Interessant und wichtig ist die Frage, ob und wie weit der Pietismus, der ja von Anfang an dieser Mission sich eifrigst annahm, irgendwie den Verfall derselben mit veranlaßt hat. Die Mängel und Fehler des Pietismus sind bekannt; sie zeigten sich hauptsächlich in der Hintansetzung der Lehre, der Zurückstellung der Kirche und ihrer Bekenntnisse, in der Betonung und besondern

Ausprägung des frommen Lebens, in unrichtiger Lehre über die Heiligung, Wiedergeburt und die Erfolglosigkeit der Wirksamkeit eines unbekehrten Lehrers, und endlich in Separatismus und Schwärmerei, in welche einige seiner Anhänger verfielen. Es ist aber hier vor allem hervorzuheben, wie trefflich sich die alten Pietisten in der ersten Periode der Mission benommen und wie glücklich sie viele Einseitigkeiten des Pietismus vermieden haben. Wie oft Gewächse und Bäume, wenn sie in ein fremdes Erdreich verpflanzt werden, besser gedeihen, so erscheinen jene Pietisten unter dem indischen Himmel in einem bessern Lichte, als viele unter dem deutschen. Von dem Conventikelwesen der Pietisten, von ihren „Kirchlein in der Kirche", ihrem unnatürlichen Methodismus in Rede und Leben, ihrer Schwärmerei und Gesetzlichkeit finden wir in der alten Mission nur wenige Spuren. Wenn diese Züge auch bei einzelnen Missionaren bemerkbar sind, so scheinen sie doch wenig Einfluß auf die nüchternen, sehr am Alten hängenden Tamulen ausgeübt und wenig Nachahmung gefunden zu haben.*) Wie sehr ist z.B. bei ihrer pietistischen Richtung ihre weise Behandlung der Kaste anzuerkennen! Wie fern sind sie von der puritanischen Gesetzlichkeit in Bezug auf ursprünglich heidnische, aber doch an sich unsündliche Gebräuche, Sitten, Trachten ꝛc.! Wie die heimathliche Kirche von dem Pietismus vielfach angeregt wurde und neuen Lebenstrieb empfing, so scheint derselbe in der ersten Periode der alten lutherischen Mission, die ja von Anfang an aufs engste mit dem Pietismus verknüpft war, eher förderlich als hinderlich geworden zu sein. Ich erinnere nur an die Einfachheit der Missionare, ihre Frömmigkeit, ihre Selbstverleugnung, ihre Sorgfalt im Wandel, ihre Gewissenhaftigkeit und Treue in ihrer Amtsführung, ihre patriarchalische Erscheinung, ihre Weitherzigkeit im Umgang mit Gliedern anderer Confessionen. Diese trefflichen Eigenschaften verdankten sie nächst Gott der Francke'schen Schule in Halle. Sie verschafften ihnen in Indien allgemeine Anerkennung und leichten Eingang bei Christen und Heiden, Europäern und Tamulen. Leute wie Calov und Heßhusius, deren ganzes Denken sich in streng scholastischen Formen bewegte und denen Polemik ein Haupttheil der Theologie war, würden schwerlich soviel in Indien ausgerichtet und in englischen Coloniestädten nicht so leicht Eingang gefunden haben, als die mildern Hallenser. Diesen wurde die Verkündigung des Evangeliums in der

* Eine gute Sitte, nämlich an Abendmahlstagen und an den Freitagen der Passionszeit zu fasten, stammt noch aus der alten Zeit. Sie wird von vielen Christen beobachtet. Doch ist sie ja nicht specifisch ein Erzeugniß des Pietismus.

verschiedenartigsten, der Zeit und Gelegenheit angepaßten Form und das Eingehen in den Ideenkreis der Heiden viel leichter. Ihre große Friedensliebe und weitherzige Milde leistete ihnen auf den englischen Stationen viel Vorschub.

Nachdem ich aber so dem Pietismus, so weit er in unsrer alten Mission sich geltend gemacht hat, alle nur mögliche Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, kann ich um so ungescheuter auch seine Mängel aufdecken, welche der Mission doch nicht wenig geschadet haben. Sie treten hauptsächlich in der zweiten Periode der Mission offen hervor.* Dahin rechne ich zuerst die Vernachlässigung der Lehre. Ich sage nicht, daß die Missionare nicht viel Zeit und Kraft auf Predigt und Katechese verwendet haben, aber sie trieben eben nach pietistischer Art mehr „die praktischen Lehren" und suchten auch den andern sogleich eine praktische Bedeutung abzugewinnen, wie dies Ziegenbalg's theologia thetica zeigt. Das tiefere Gründen in der Erkenntniß war ihnen überhaupt weniger wichtig. Das sehen wir auch daraus, daß sie wohl viele Erbauungsschriften, aber, so viel ich weiß, nur vier der christlichen Erkenntniß gewidmete größre Schriften in tamulischer Sprache verfaßt haben (Ziegenbalg's theologia thetica, Spener's Katechismus, Walther's Kirchengeschichte und Schwarz' Dialoge). Daher kam es auch, daß sie bei ihren eingebornen Gehülfen viel mehr auf gewisse Zeichen ihrer Wiedergeburt, als auf eine tüchtige Ausbildung sahen und letztere mehr und mehr vernachlässigten. Diese Vernachlässigung der Lehre bahnte hier wie daheim jene Schwäche der Theologie und der Kirche an, welche sie verhinderte, dem einreißenden Unglauben kräftigen Widerstand zu leisten. — Wie man aber auf die Lehre überhaupt nicht das gebührende Gewicht legte, so hatte man speciell auch für die Bedeutung der reinen Lehre nicht immer das rechte Auge. Zwar möchte ich es nicht auf mich nehmen, den ersten Missionaren mit Bövingh besondere falsche Lehren nachzuweisen, dazu fehlen mir die Belege gänzlich; doch ist den meisten von ihnen eine allzustarke Betonung der Heiligung vor der Rechtfertigung charakteristisch. Chr. Fr. Schwarz macht jedoch hierin eine rühmliche Ausnahme. Die Folge davon war, daß die Predigten zuletzt nur noch

* Miss. Schwarz in Mayaveram, der aus authentischen Quellen sich eine genaue Kenntniß der alten Missionsgeschichte erworben hat, machte hierzu schriftlich folgende Bemerkung: „Die Schattenseiten des Pietismus machten sich doch schon am Anfang der Mission nicht wenig bemerkbar, und haben einen nicht geringen Antheil an Ziegenbalg's Gefängniß gehabt. Nicht blos ein Joach. Lange, selbst A. H. Francke gab zuweilen Rathschläge, die sehr vom einseitigen Pietismus ausgingen. Sehr gut berieth damals die Missionare der nachherige Prof. Chr. Ben. Michaelis, und mit dem jüngern Francke trat überhaupt eine bessere Richtung ein."

voll Moral waren und die Gemeinden dabei immer unmoralischer wurden. Taylor urtheilt über die Predigten Rottlers: „Was er sagte, war gut, aber es fehlte etwas.“ — Zu den pietistischen Schwächen der alten Mission gehört ferner noch eine mehr oder minder hervortretende Gleichgültigkeit gegen das feste kirchliche Bekenntniß, sowie der Mangel einer durchgreifenden kirchlichen Organisation der Gemeinden. Es fehlte nur zu oft der Blick fürs Ganze. Doch von diesen beiden Punkten wollen wir noch besonders handeln.

3. Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß, Unionismus. Die alten Missionare hatten eine so eigenthümliche Stellung in Indien, daß sie, da sie an vielen Orten, besonders im Innern des Landes die einzigen Geistlichen waren, sich oft veranlaßt sahen, auch den Europäern und zwar auch den Gliedern der englischen Kirche kirchliche Dienste zu leisten. Ja sie traten sogar in den Dienst einer englischen Gesellschaft. Ich will der letzte sein, der deshalb einen Stein auf sie wirft. Hingestellt an einsame Orte, wo viele Europäer lutherischen und reformirten Bekenntnisses ohne alle geistliche Pflege verkamen oder sehnsüchtig nach den Gnadenmitteln verlangten, und wo doch niemand sonst war, der diesem Mangel hätte abhelfen können: wäre es da ganz zu rechtfertigen gewesen, wenn die Missionare sich geweigert hätten, Samariterdienste an den verschmachteten Seelen zu üben! Die außerordentlichen Verhältnisse entschuldigen ein außerordentliches, sonst abnormes Verhalten. Die Missionare thaten das um so lieber, als ihnen dafür manche Förderung und Unterstützung ihres großen Hauptwerkes auf jenen einsamen Stationen zum Lohn wurde. Da die englische Kirche als solche unter den Heiden nicht vorhanden und auch auf den meisten Plätzen im Innern des Landes nicht vertreten war, so glaubten sie auch kein Recht zu haben, den Zaun des lutherischen Bekenntnisses aufzurichten oder irgendwie gegen die Schwesterkirche zu polemisiren. Ihre Absicht war vielleicht gar, ein ursprüngliches Christenthum aufzurichten, und Taylor gibt ihnen das Zeugniß, daß ihnen das in gewissem Grade gelungen sei. Er vergleicht die alten Missionare mit den Bischöfen der ersten Zeit. Aber die Geschichte hat gezeigt, daß es eine Unmöglichkeit ist, im Heidenlande die confessionelle Ausprägung der heimathlichen Kirche ganz zu verleugnen, und wo man es nur in irgendwelchem Maße versucht hat, hat es stets mehr geschadet als genützt. Es war ein ungeschichtliches Versehen der alten Missionare, daß sie eine reine christliche Urkirche gründen wollten (wenn das wirklich ihre bewußte Absicht gewesen ist), und daß sie ihre Gemeinden nicht in Lehre und Verfassung enger mit

der lutherischen Mutterkirche verbanden; ein Versehen auch das, daß sie so wenig daran dachten, daß auch die englische Kirche sich noch mehr und mehr in dieser englischen Colonie geltend machen würde. Die Dienste, die sie den englischen Christen so aufopfernd leisteten, wurden ihnen zuletzt schlecht gelohnt, und die Geschenke, die sie von ihrer Seite erhielten, waren Danaergeschenke. Ich richte nicht, die Geschichte hat gerichtet und gezeigt, wie verderblich auch die wohlgemeinteste Union der lutherischen Mission geworden ist. Sehen wir uns nun den Verlauf dieses Gerichts ein wenig näher an.

Ziegenbalg scheint in der ersten Hälfte seiner Wirksamkeit stark der pietistischen Richtung ergeben gewesen zu sein. Doch trat mit seiner Reise nach Deutschland ein bedeutender Umschwung bei ihm ein; von da an wurde er kirchlicher und that alles, um seine neugegründete Gemeinde kirchlich zu organisiren, obgleich dies dem damaligen Missionscollegium in Kopenhagen höchlichst mißliebig war. Auch ist es ihm hoch anzurechnen, daß er schon in früherer Zeit sich nicht durch den Vorwurf des Katholisirens (von englischer Seite) abschrecken ließ, bei der hergebrachten lutherischen Eintheilung der 10 Gebote zu bleiben, und daß er den schlimmen Rath solcher Freunde, wie z. B. den des Hofpredigers Böhme, nicht befolgte und lieber die englische Unterstützung verlieren, als Trankebar verlassen wollte. Ebenso gab Fabricius ein leuchtendes Beispiel kirchlicher Treue und Entschiedenheit damit, daß er die Tischgemeinschaft mit seinem Collegen Geister in Madras aufhob, als dieser den englischen Katechismus einführen wollte. Wären alle Missionare bei aller ihrer kirchlichen Weitherzigkeit gesinnt gewesen wie diese, so wäre wohl der Ausgang der alten lutherischen Mission unter den Tamulen ein anderer gewesen. Aber nur zu viele gingen ohne jene Treue und Selbstbewahrung auf dem Wege der anfangs blos in brüderlicher Gemeinschaft und Zusammenwirken bestehenden Union weiter und gefährdeten bald die heiligsten Interessen ihrer eignen Kirche.

Hier muß die Frage aufgeworfen und beantwortet werden, ob der Eintritt nicht weniger dänischer Missionare in den Dienst einer englischen Gesellschaft mit Schuld an dem späteren Abfalle war. Da ist zunächst zu bemerken, daß, soviel ich weiß, der Anlaß zu jener Verbindung eher von englischer Seite ausging, als von den Missionaren selbst. Ferner: die Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntniß in fremden Ländern gab zwar den Missionaren eine Instruction (1739), aber dieselbe wurde nie weiter beachtet. Es war nie die Rede von kirchlicher Bevormundung. Man ließ den Missionaren freie Hand, sogar

wo sie etwas gegen die englische Kirche thaten; man ließ ihnen das Recht der Versetzung, der Ordnung aller innern Angelegenheiten, Anstellung, Ordination von eingeborenen Gehülfen 2c. Da die Gesellschaft kein Recht hatte, landed property (liegende Gründe) in Indien zu besitzen, so hatte sie nicht einmal einen Anspruch auf die den Missionaren zum Besten der Mission geschenkten Güter, Gründe und Baulichkeiten. Dagegen verlieh sie den Missionaren durch Besoldung (allerdings anfangs sehr gering, nur 50 £ jährlich; später legte sie noch 50 £ zu), Geschenke, Empfehlung und Vertretung bei der Regierung des Landes so viele Vortheile, daß man es wohl verstehen kann, wenn sie eine so vortheilhafte Verbindung nicht von der Hand wiesen, als eine gute Gelegenheit zu weiterer Verbreitung des Evangeliums. In der That hatten sie auch nur die Wahl: entweder keine Mission in den großen Städten Südindiens neben dem immermehr herabsinkenden Trankebar, oder eine unter dem Patronat jener Gesellschaft. Da sie das letztere wählten, so erblühte bald unter demselben die lutherische Mission in vielen Nebenzweigen, und die Bedeutung der alten Mission ging von Trankebar erst auf Tanjore, dann auf Madras über. Aber dieses Patronat wäre der lutherischen Kirche in Indien nie so gefährlich geworden (wie ja auch hie und da in Deutschland ein einer andern Confession angehöriger Fürst oder Herr Patron lutherischer Gemeinden ist, ohne daß dadurch der Bekenntnißstand derselben nothwendig gefährdet wäre), wenn nur die Missionare mehr darauf bedacht gewesen wären, die Selbständigkeit ihrer Kirche und Mission zu wahren. Mag das Verhältniß der Missionare zu der heimathlichen englischen Gesellschaft im Anfang ein noch so freies gewesen sein, es lag doch eine Unklarheit darin, und eine Unklarheit kann auf die Dauer nicht bestehen, sie muß sich entweder klären oder zur Lösung unklar bestimmter Verhältnisse führen. Fehlten die Missionare in einem Punkte, so war es der, daß sie sich nicht zeitig genug mit ihrer Gesellschaft auseinandersetzten und ihre Pflichten wie ihre Rechte nicht genau bestimmten und sicher stellten. Da sie das nicht thaten, so waren sie nur so lange sicher, als sie stark und die Gesellschaft schwach war. Als sich aber gegen Anfang des 19. Jahrhunderts das Verhältniß umkehrte — besonders in Folge des Nachdrucks, den die in Indien immer mehr sich verstärkende englische Kirche der heimathlichen Gesellschaft verlieh — da zeigte sich deutlich, wie haltlos die Stellung der lutherischen Kirche gegenüber der anglicanischen war. — „Schon bald nach Schulze's Abgang von Madras", bemerkt hierzu Miss. Schwarz, „hätten die Missionare und ihre deutschen Freunde erkennen können und sol-

len, auf welches Ziel die englische Gesellschaft lossteure. Schon damals beabsichtigte man die deutschen Missionare durch anglicanisch-bischöfliche zu ersetzen; man mußte es aber aufschieben, weil man keine fand, die für den geringen Gehalt nach Indien gehen wollten. Und 1802 schreibt Knapp jun. an John: „„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die englische Societät schon lange darauf gedacht hat, der Deutschen bei ihren Missionen ganz los zu werden."" Das wußten also die Missionare und ihre Leiter in Halle (denn die Engländer hatten deß kein Hehl), und darum hätten sie Vorkehrungen treffen sollen, die den Bekenntnißstand der Gemeinden sicherten. Aber sie fürchteten einen Bruch mit England." Ja sie gingen in der zweiten Periode der Mission noch weiter, sie halfen selbst die Stellung der eignen Kirche untergraben.

Schon die besseren Missionare hielten in ihren Amtirungen innerhalb der englischen Kirche nicht immer die für ihr Amt ersprießliche Grenze inne. Das sehen wir besonders an Gericke, bei dem die Hälfte seiner spätern Thätigkeit europäischen, respective englischen Christen und Anstalten gewidmet war. So auch bei Pohle in Tritschinopoli. Man kann sich leicht vorstellen, was schon dieses Beispiel auf die eingeborenen Christen für eine Wirkung gehabt haben mag. Diese Thätigkeit scheint in Madras um so weniger gerechtfertigt werden zu können, als damals und noch mehr später genug englische Kaplane dort waren. Trotzdem gingen grade in Madras die spätern Nachfolger Gericke's, Rottler und Haubroe, noch weiter. Jener übersetzte ohne besondere Veranlassuug von außen das englische Common prayer Book (Kirchenbuch) ins Tamulische und ward so der Anlaß zu dessen späterer Einführung in den tamulischen Gemeinden.* Haubroe, der Schulmann, führte in seinen Schulen den englischen Katechismus, und

---

*) „Rottler war 1803 nach Madras gegangen. Da die heimathliche Gesellschaft diesen Schritt mißbilligend ihn entlassen hatte, so war er dort eine Zeitlang ohne Missionsarbeit. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß sich um 1813 einige römische Christen (35 Seelen) in Rajapuram bei ihm zur Aufnahme meldeten. Er wußte es so einzufädeln, daß sie nicht mit der Vöperi-Mission vereint, sondern in die englische Kirche aufgenommen wurden, weshalb er für sie das Common prayer Book übersetzte, in furtherance of the cause of true christian piety among our Indian fellow subjects and uniting them in the fellowship of the Church of England (zur Förderung wahrer christlicher Frömmigkeit unter unsern indischen Mituntertha-nen und zu ihrer Vereinigung mit der englischen Kirche)!! 1819. Er wußte es auch zu bewirken, daß ihm die Regierung monatlich 87½ Rup. für die kirchliche Bedienung dieser Leute bezahlte. Als Kaplan an dem Madras female Asylum hatte er außerdem einen Gehalt von 200 Rup. monatlich." — Schwarz.

später auch die bischöfliche Confirmation in der Gemeinde ein. Falke ließ sich trotz seines Beinbruchs vor der Paulskirche in London zuerst bischöflich ordiniren (1820). Das war den Anglicanern ein großer Trost. Schreyvogel setzte durch seine Wiederordination (1826) diesem ganzen die eigene Kirche verleugnenden Unionsstreben die Krone auf. Daß diesem Benehmen jener Missionare auch ihr Unterricht in den Gemeinden entsprach, können wir von vornherein erwarten. Sie scheinen auch gar nichts gethan zu haben, um die Gemeinden vor der von jener Seite kommenden Gefahr zu warnen. Im Gegentheil, sie haben sie immermehr in dem Glauben und Gerede bestärkt, das noch jetzt bei vielen gäng und gebe ist, dessen Schibboleth heißt: „wittiasam illei", „es ist kein Unterschied", nämlich zwischen der lutherischen und englischen Kirche.

Während so die Missionare, in Selbstverblendung befangen, die Grenzlinie zwischen der lutherischen und englischen Kirche selbst verwischten und verrückten, erstarkten ihnen gegenüber die Engländer immer mehr in ihrem confessionellen Bewußtsein und wurden um so exclusiver. Sie sahen je mehr und mehr „die lutherische Missionsanstalt in und neben, ja in gewissem Grade unabhängig von der englischen Kirche" mit scheelen Augen an. Zwar dankten sie anfangs dem Dr. Rottler seine auf die Uebersetzung des Common prayer Book verwandte Mühe und Ausgaben schlecht, nicht ahnend, welchen Dienst er ihnen damit geleistet, aber von da an ergriff das in Madras zusammengetretene Specialcommittee der Christian Knowledge Society jede Gelegenheit, ihn sich immer mehr unterthänig zu machen und zu seinen Zwecken zu benutzen. Deshalb war es ein Hauptziel der nicht immer ganz ehrlichen Taktik dieses Committees hier wie in Tanjore und Tritschinopoli, die Missionare ihres Verwaltungsrechtes der reichen Fonds zu berauben, und so zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Der ungeordnete Stand der Missionsgüter nach Paezold's Tode und Rottler's Weigerung, sich mit deren Ordnung zu befassen, gaben den Anlaß, daß jenes Committee sich ein Inspectionsrecht über die Station und das Missionseigenthum anmaßte. Dazu kamen die Anmaßungen der neuen indischen Bischöfe. Der Bischof Middleton nimmt sich heraus, ohne irgendwie autorisirt zu sein, dem Missionar Paezold Befehle zu ertheilen. Sein Nachfolger Heber fragte schon den Dr. Rottler, ob er ihn nicht noch einmal ordiniren solle (worauf dieser nur kühl antwortete: „Ich bin schon ordinirt, Mylord") und freute sich, den ersten lutherischen Confirmanden durch seine apostolischen Hände den heiligen Geist mittheilen zu können. Die Ordination

und Wiederordination der letzten lutherischen Missionare und die Besetzung der Stationen mit anglicanischen Missionaren vollendete die stillschweigende Besitznahme lutherischen Gebiets. Jene Wiederordination Schreyvogels war eine Beschimpfung der lutherischen Kirche. So nahe uns auch sonst die englische Kirche stehen mag, durch diese Exclusivität, die sie in Bezug auf die Ordination und überhaupt ihren Episkopalismus an den Tag legt, steht sie uns doch ferner als irgend eine andere reformirte Kirche, und keine andere vergilt lutherische Weitherzigkeit mit um so engherzigerer Unterdrückung, als die englische. — Dies geschah um das Jahr 1826. Doch ging der Wechsel nicht mit einem Schlage vor sich. So lange die alten lutherischen Missionare noch lebten, mußte man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Die Missionsdiener und Gemeinden merkten auch kaum die Veränderung. Ließ man doch kein Mittel unversucht, sie in dem Glauben zu bestärken, daß kein Unterschied zwischen der einen und andern „Mission“ bestehe. — Diese Thatsache des Confessionswechsels innerhalb der evangelischen Mission steht, so viel ich weiß, einzig da in der evangelischen Missionsgeschichte. Die Streitigkeiten des sich zu spät auf seine lutherische Abkunft besinnenden, aber doch nicht ganz besinnenden Rhenius sind wie ein verspäteter Protest gegen die Umklammerungen der anglicanischen Freunde, wie das letzte Aufraffen eines vom Feinde schon fast ganz überwundenen Kämpfers anzusehen. Aber die Kraft und Entschiedenheit, mit der jener Missionar kämpfte, der Rückhalt, den er bei den Gemeinden fand, und sein Erfolg zeigten, was hätte geleistet werden können, wenn die hallischen Missionare von Anfang an mehr confessionelles Bewußtsein gehabt und in den Gemeinden gepflegt hätten. Durch den Mangel desselben gestaltete sich der Verfall unserer alten Mission zum Abfall vom lutherischen Bekenntniß. Daß dabei manche Seele, ja manche Gemeinde dem Christenthum überhaupt verloren ging, kann man sich leicht denken.

4. Mangel an einer festen kirchlichen Organisation, Kirchenregiment. — Die äußere Organisation einer Kirche kann ihr zwar nimmer Leben geben, die Form nie den Geist ersetzen. Aber sie kann doch dazu dienen, den Geist zu bewahren, zu seiner naturgemäßen Entfaltung zu bringen und selbst nachdem er gewichen ist, den schnellen Verfall aufzuhalten. Das sehen wir z. B. an dem Heidenthum hier zu Lande, das längst den Geist und die Kraft, die es hervorgebracht haben, verloren hat und nur noch von der Schale zehrt. Es wäre längst dahin gefallen, wenn es nicht durch seine Tempel und Feste und Sitten den Volksgeist immer noch gefangen hielte.

Auch unsere alte lutherische Mission wäre nicht so leicht verfallen, wenn sie eine feste kirchliche Organisation gehabt hätte. Ich meine damit einen Zusammenschluß des Einzelnen zum Ganzen, eine einheitliche Ordnung und Leitung. Zuerst war klar, daß die eigenthümliche Dreiheit der heimischen Behörden nicht auf die Dauer bestehen konnte und in demselben Augenblick hinfallen mußte, als der Geist der freien Liebe, der sie zusammengebunden, gewichen war. Zuerst zog sich Dänemark mehr und mehr zurück, weil mit dem Interesse für die Colonie Trankebar auch das für die Mission erlosch. Halle hatte eigentlich nie etwas mit der eigentlichen Leitung der Mission zu thun gehabt. Doch hatte es bis Anfang des 19. Jahrhunderts durch Aussendung tüchtiger Missionare, rege Correspondenz, Missionsberichte und reiche Liebesgaben kräftig zum Fortgang des Werkes beigetragen. Als jedoch die Engländer in dem Verlangen nach einer selbständigen Mission sich mehr und mehr von der deutschen Missionsanstalt abwandten und durch die hochkirchliche Exclusivität ihres indischen Missionsvereins die Deutschen abstießen, da zog sich auch Halle mit den wenigen deutschen Freunden von der indischen Mission zurück und wandte seine allerdings sehr verringerten Hülfsleistungen andern Missionen zu. So zerfiel der heimathliche Missionsverein für immer, und er zerfiel um so plötzlicher, weil er nicht kirchlich organisirt war.

Nicht anders ging es in Indien. Zu Ziegenbalg's Zeiten war ein schöner Anfang gemacht worden zur Organisation der Mission, damit daß man ihn zum Propst der Mission ernannt hatte. Aber dieser Anfang wurde im Keim erstickt. Sonst hatte allerdings die Mission in Trankebar den Vortheil, daß sie durch ihre Anlehnung an die dänische Landeskirche eine besondere kirchliche Organisation für sich leichter entbehren konnte. So viel unangenehmes auch die Verbindung der Mission mit dem dänischen Kirchenregimente mit sich brachte, so hatte sie doch auch viel gutes. Sie bewahrte die Missionare vor viel unnöthiger Arbeit, Streit und manchen Fehlgriffen, wie wir sie in andern Missionen so häufig sehen. Man führte die dänische Kirchen- und Gottesdienstordnung ohne weiteres ein, und auch in der Kirchenzucht fanden die Missionare Unterstützung bei dem Consistorium in Kopenhagen. Ja, dieser Anhalt an der dänischen Landeskirche hat die Mission in Trankebar vor ihrem gänzlichen Verfall und ihrer Auslieferung an Fremde behütet und sie hinübergerettet in die neuere Zeit, die dritte Periode der lutherischen Mission in Indien. Dagegen wurde auf den Außenstationen der Mangel eines solchen Rückhaltes um so gefährlicher und verderblicher. Dort waren die Missionare, obwohl

besoldet von einer englischen Gesellschaft, doch fast ganz sich selbst überlassen. Zwar lehnten sie sich so viel als möglich an Trankebar an, in der Einrichtung ihrer Gottesdienste, in Gemeindeordnung ꝛc. Doch beruhte diese Verbindung hauptsächlich auf persönlicher Freundschaft und Gemeinschaft der Missionare. Sie hatten auch Macht, dieselbe zu lösen und z. B. eine andere Gottesdienstordnung einzuführen. Alles was die Missionare auf jenen englischen Stationen thaten, hing doch zum größten Theil von ihrem Gutdünken ab. Sie verließen ihren Ort und fingen wo anders an zu arbeiten, ohne immer erst vorher ihre Gesellschaft zu fragen, sie gründeten neue Gemeinden und Schulen, trafen allerhand Einrichtungen, bereiteten ihre eingeborenen Gehülfen vor, setzten dieselben ein und ab und ordinirten sie, ohne sich erst von jemand dazu autorisiren zu lassen. Jede Station war gleichsam eine ecclesiola (Kirchlein) für sich, auf der der Missionar wie ein Bischof schaltete und waltete. Diese Freiheit, weil verbunden mit und gebunden von dem rechten Geiste, gereichte jedoch der Mission in ihrer ersten Periode keineswegs zum Nachtheil. Im Gegentheil, die Mission blühte dabei. Jeder Missionar schuf sich eine seinen Wünschen, Gaben und Kräften entsprechende Thätigkeit und sammelte auch ein gut Theil der dazu nöthigen Mittel. Die Einmüthigkeit im Geiste, die gleiche hallische Richtung, die unter den Missionaren herrschte, verhütete eine Zeitlang, wenn auch nicht allen Neid und Streit, so doch alle der Mission so nachtheilige Separation. Es bestand ein collegialisches Verhältniß der schönsten Art. Die Missionare (ich rede hier hauptsächlich von den bedeutenderen in der Blüthezeit der Mission) banden sich freiwillig. Sie thaten nichts wichtiges, ohne sich gegenseitig zu berathen. Schwarz fragt seine Brüder um Rath, ob er in Tritschinopoli bleiben und dann wieder, ob er nach Madura mit der Armee gehen solle; Fabricius, obwohl er eine eigene Presse und das Zeug zu einer selbständigen Arbeit hatte, will doch nicht ohne die Hülfe und Zustimmung der Trankebarer und Cuddalorer Brüder die Bibel revidiren. Zur Ordination von Landpredigern kamen gewöhnlich mehrere zusammen. Der älteste unter ihnen nahm in der Regel von selbst die Stellung eines Seniors ein oder, wie Taylor sagt, eines „bishop-presbyter“. So Schwarz, Gericke, John, Rottler, Kohlhoff jun.

Aber so gut das alles auch war und für einige Zeit ging, die Einheit der Mission war doch blos eine subjective, sie hing ganz an den Personen der Missionare. Aenderten sich diese in ihrer gegenseitigen Stellung, so mußte auch die Einheit dahinfallen. Der Mangel einer auch äußerlich festbegründeten und organisirten Verbindung der

einzelnen Stationen zu einem Ganzen, der Mangel einer einheitlichen Behörde im Lande wurde zwar, so lange der rechte Geist bei den einzelnen herrschte, nicht so sehr gefühlt, aber er wurde, als dieser Geist mehr und mehr einem fremden Geiste wich, um so drückender. Wie mißlich war es schon, wenn einige Missionare disharmonirten, das gefährdete die ganze Verbrüderung; oder wenn andere durch unmoralischen Wandel der Mission Schande machten, dem gegenüber waren die Missionare nahezu wehrlos. Als dann die Zeit des Verfalls begann und die einzelnen Missionare die heiligsten Pflichten ihres Wächterberufes vernachlässigten, da fiel mit einemmale das Ganze auseinander, wie ein Faß ohne Reifen. Eine Station, ein Institut, eine Stiftung nach der andern kam in fremde Hände. Es war niemand, der den anglikanischen Eindringlingen gegenüber das Ganze vertreten und vertheidigt hätte. Ich weiß recht wohl, daß ein Kirchenregiment, wenn es nicht vom rechten Geiste beseelt handelt, leicht viel aufhalten und schaden kann; aber wenn es sich darum handelt, Bestehendes zu erhalten, eine Kirche mit ihren Gütern und Rechten zu vertheidigen, so ist dazu gewiß ein geordnetes Kirchenregiment fähiger, als der einzelne, solcher allgemeinen, repräsentativen Auctorität entbehrende Missionar. Ein Propst an der Spitze einer solchen Mission, wie sie damals einzig dastand in der protestantischen Welt, ein Propst unterstützt von der heimathlichen Mutterkirche wäre wohl allein im Stande gewesen, den Anmaßungen der englischen Bischöfe gehörig entgegen zu treten, sei es auch nicht durch persönliche Kraft und Glaubenseifer, so doch kraft seines Amtes. Hätten sich nur alle Missionare an Trankebar als einen Einheitspunkt enger anschließen können, so wäre vielleicht jener Mangel einer regimentlichen Ordnung einigermaßen ersetzt worden. Aber Trankebar verlor nur zu schnell seine Bedeutung für die Mission, nach Ziegenbalg stand dort kein Missionar erster Größe wieder auf. Daher lehnten sich die Missionare auf den englischen Stationen mehr und mehr an ihre englischen Freunde, ja zuletzt an die englische Kirche an, und diese wurde ihnen zum Stab Aegyptens.

5. Das mangelhafte Schulwesen. Aus den Berichten der alten Missionare kann man sich, zumal bei einer nur flüchtigen Einsicht in dieselben, nicht so leicht ein Urtheil über den Stand ihres Schulwesens bilden. Von unsern statistischen Tabellen und Schulberichten wußten sie nichts. Soviel ich sehe, hat besonders in der zweiten Periode der Mission ihr Schulwesen an einem dreifachen Mangel gelitten.

Als ersten möchte ich nennen die mangelhafte Schuleinrichtung. Im Anfang thaten die Missionare für Schulen alles was sie konnten. Die meisten waren ja von Haus aus pädagogisch so trefflich geschult, wie vielleicht wenig andere Missionare, und brachten eine große Vorliebe für den Jugendunterricht mit. Wo sie Gemeinden gegründet hatten, da bemühten sie sich auch alsbald Schulen zu errichten, und widmeten täglich einen Theil ihrer Zeit der Beaufsichtigung und dem Unterricht in denselben. Schwarz nennt es seine liebste Erholung, in der Schule eine Stunde lang zu katechisiren, und er war es auch, der seinen politischen Einfluß benutzte, um auch in den noch rein heidnischen Städten Südindiens Schulen anzulegen, zu deren Unterhaltung sich in den noch unabhängigen Staaten auch eingeborene Fürsten verpflichteten. Doch auch nach dieser Seite hin offenbarte sich besonders nach Schwarz' Tode, da man die Schule mehr und mehr den Eingeborenen überließ, ein Mangel an kräftig und naturgemäß vorwärts schreitender Entwicklung, und somit Verfall. Zwar war das sehr weise von den ersten Missionaren, daß sie gemäß ihrer Instruction bei der Einrichtung ihrer Schulen zunächst von der Mittheilung europäischer Wissenschaften absahen, ihren Schülern zunächst nur leichte Speise und die lautere Milch des Evangeliums darboten und nur stufenweise und in naturgemäßem Zusammenhang mit der Entwicklung der Gemeinden ihre Ansprüche steigerten. Um die an einen regelmäßigen Schulbesuch nicht gewöhnten Kinder ihrer Christen mehr in ihrer Hand zu haben, nahmen sie dieselben anfangs ganz in Kost. Doch war das nur ausführbar, so lange die Gemeinde noch klein und die nöthigen Mittel vorhanden waren. Das Kostschulsystem hat wohl manche Vortheile, aber doch auch viele Nachtheile, zumal wenn die Eltern der Kinder noch leben und sich an demselben Orte aufhalten. Doch scheint es, daß zur Zeit Walther's, Pressier's und Zeglin's das Schulwesen in Trankebar in einem guten Zustand war und treulich gepflegt wurde. Von da an aber trat ein Stillstand ein. Damit die christliche Jugend und mit ihr die Gemeinde von Erkenntniß zu Erkenntniß fortschreite und in religiöser wie weltlicher Ausbildung ein Licht unter den Heiden werde, hätte man die Schulen immer mehr heben und immer besser einzurichten suchen sollen. Aber es kam nicht dazu. Und die zwei Versuche, höhere Schulanstalten einzurichten, die von John in Trankebar und Haubroe in Madras gemacht wurden, haben der Mission viel mehr geschadet als genützt, weil ihnen der rechte Geist fehlte.

John's Streben, die Schulen zu heben, war gewiß an sich gut,

aber das Verderbliche in seinen Plänen lag darin, daß er sie zu heben suchte auf Kosten der Gemeinde- und eigentlichen Missionsarbeit, daß seine Schule nicht im engen organischen Zusammenhang mit der Mission stand, daß er das Schulwesen als ein Operationsfeld gegen seine ältern Collegen benutzte, daß er seine Hauptkraft nicht auf Gewinnung tüchtiger Nationalgehülfen, sondern auf Erziehung europäischer Kinder, auf Lieblingsideen und Aeußerlichkeiten verwandte. Mit einem Worte, er diente mit seiner Schule mehr sich, als der Mission. Aber so wenig er selbst Segen und Gewinn von seiner Thätigkeit erntete, so wenig und noch viel weniger hatte die Mission einen Nutzen von seinen immerhin nicht unbedeutenden Anstrengungen und Leistungen. Ja, seine Wirksamkeit wurde ihr sogar sehr schädlich. Sie bahnte, obgleich er später noch einlenkte und sich mäßigte, doch den beklagenswerthen Ausgang der Trankebarer Mission an, daß man dieselbe zuletzt nur als Schulanstalt fortexistiren ließ. — Haubroe, ein tüchtiger Schulmann und fleißiger Arbeiter, machte in Madras auch einen Versuch, eine höhere Schulanstalt zu gründen, und zwar mit besserm Erfolg als John. Bischof Heber nennt bei seinem Besuch 1826 die Missionsschulen in Vepery „a magnificent display of schools“. Aber doch hat auch diese Schule der lutherischen Mission weniger genützt als geschadet, nicht in Folge der höhern Schulbildung, die hier so erfolgreich ertheilt wurde, sondern in Folge der falschen Principien und Tendenzen ihres anglisirenden Directors. Dieser scheint in derselben zuerst den Versuch gemacht zu haben, die Schule so viel als möglich als eine Nachahmung der englischen Schulen darzustellen, und er ging darin so weit, daß er sogar den englischen Katechismus einführte. Die Zöglinge dieser Schule waren auch die ersten, die vom englischen Bischof confirmirt wurden, und hier fingen auch die verderblichen Kastenstürmereien an. So hat diese Schule mit dazu gedient, die Fundamente der lutherischen Mission in Indien zu untergraben.

Der zweite Hauptmangel scheint mir in der Ausbildung der Missionsdiener, Schullehrer, Katecheten und Landprediger gelegen zu haben. Zwar bis herunter zu John's Zeiten bestand ein Seminar in Trankebar, zuletzt noch hauptsächlich unter Zeglin's Pflege († 1780). Aber von da an verschwindet es. Und auch in der früheren Zeit scheint es nicht die Stellung in der Mission eingenommen zu haben, die ihm nach seiner großen Bedeutung für dieselbe gebührt. Es wird nur höchst selten und vorübergehend in den Berichten erwähnt; in manchen Jahrgängen der Ostindischen Nachrichten kann man gar keine Notiz über dasselbe finden. Es gab in demselben keine besondere Klasse für Land-

prediger. Ein Hauptgrund seiner Unbedeutendheit lag gewiß mit in dem Mangel einer einheitlichen Organisation und Leitung der Mission. Es war hauptsächlich nur für Trankebar und die nächste Umgegend vorhanden. Wie kann aber ein Seminar von einer Station mit den nöthigen Leuten versehen werden? Es pflegte in jener Zeit jeder von Trankebar etwas entfernt wohnende Missionar auf seiner Station sich selbst die nöthigen Kräfte heranzuziehen und auszubilden. War man damit hinlänglich versehen, so gab man sich nicht weiter Mühe, neue Leute für andere heranzubilden, am wenigsten dachte man daran, die ganze Mission von einem Seminar aus zu versorgen und deshalb demselben die nöthigen Leute zuzusenden und die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Auf diesen Mangel machte schon der Bischof von Canterbury und später der jüngere Francke die Missionare aufmerksam, letzterer angeregt durch eine anonyme Schrift „Immanuel".* Aber sie fanden wenig Gehör. Die Missionare mochten zwar im Recht sein, wenn sie sich gegenüber diesen von Europa aus gemachten Vorschlägen auf die großen Schwierigkeiten, die sich grade dieser Missionsarbeit in Indien entgegenstellen, und auf den Mangel an fähigen Leuten beriefen, aber doch glaube ich, daß der Fehler zum guten Theil bei den Missionaren selbst lag. Ihr Pietismus war mit Schuld daran. Da sie von jedem Missionsdiener und besonders von den Landpredigern eine hohe Stufe sittlicher Vollkommenheit forderten (in Consequenz ihrer Lehre, daß ein unbekehrter Geistlicher nichts ausrichten könne), so schlug das nur zu leicht dahin um, daß sie eine tüchtige intellectuelle Ausbildung für weniger nöthig hielten, und daß sie bei den allerwenigsten Freudigkeit gewannen, sie für ein Missionsamt vorzubereiten. John schreibt 1800 über diesen Punkt, gewissermaßen zur Entschuldigung dafür, daß man so wenig Landprediger ordinirt habe: „Die Erfahrung hat gezeigt, ein sehr guter und nützlicher Katechet wird ein schlechterer und weniger nützlicher Landprediger, so daß sich Zweifel gegen weiteres Ordiniren erhoben haben, und wir ziehen es vor, uns mit Katecheten zu begnügen. Selbst die Ausbildung von Katecheten hat ihre Schwierigkeiten, denn

---

* Jener dänische Anonymus machte den Missionaren Vorschläge, welche für Indien allerdings sehr unpraktisch waren. Die Missionare sollten sich weniger darauf legen, „eine confuse Masse von asiatischen Heiden zu bekehren, als vielmehr eine Anzahl von geschickten Indianern auszusuchen und im Seminar zum Lehramte zuzubereiten". Diese eingeborenen Gehülfen sollten dann zum Behuf der eigentlichen Missionsarbeit ausgesandt werden. Vor einigen Jahren machte uns ein schwedischer Missionsfreund ähnliche Vorschläge.

sobald sie eine höhere Erziehung genossen haben, verlassen sie die Mission, um einträglichere Aemter zu erlangen." Wie matt klingt diese Selbstentschuldigung, die fast unwillkürlich zur Selbstanklage wird! Die Mission mußte diesen Mangel bitter büßen. Wie in Deutschland in Folge der Vernachlässigung der Lehre durch den Pietismus auch die Kraft der Theologie und der Kirche dahinsank und der Verfall des Glaubens und der Sittlichkeit vor allem an dem geistlichen Stande selbst sichtbar wurde, so scheint auch in Indien der Verfall des eingeborenen Lehrerstandes mit dem Pietismus und Supranaturalismus der spätern Missionare zusammenzuhängen. Man konnte nur wenig Landprediger ordiniren (in 84 Jahren nur vierzehn!). Es mangelte zuletzt ganz an Leuten, die sich mit ganzer Seele dem heiligen Werke widmeten. Unter den Katecheten scheint solch ein böser Geist überhand genommen zu haben, daß wir viele traurige Erscheinungen in der damaligen Mission auf ihre Rechnung zu schreiben haben. Sie waren die Intriguanten in den Gemeinden und es ist nicht zu verwundern, daß, wie ich glaube annehmen zu dürfen, damals das Sprüchwort entstand: „Wenn ein Katechet auch auf einer Nadelspitze Buße thut, so kann er doch nicht ins Himmelreich kommen". Daß es rühmliche Ausnahmen gab (wie z. B. Philipp, † 1788, und Sattianaden, † 1815, beide Landprediger), gebe ich gern zu, aber die Mehrzahl der Missionsdiener bereitete (besonders in der Zeit nach 1800) den Missionaren viel Herzeleid und der Mission große Verluste. Daß aber zuletzt alle diese Katecheten, Schullehrer und auch einige Landprediger, ohne nur ein Wort des Protestes zu äußern, in die englische Kirche übergingen, das ist das stärkste Armuthszeugniß, das sie sich ausstellen konnten. Freilich fällt die Schuld davon zum großen Theile auf die, welche ihre Ausbildung vernachlässigten und ihnen selbst mit schlechtem Beispiel vorangingen.

Drittens endlich ist hier noch der mangelhafte Unterricht zu nennen. Aus dem schon Gesagten geht hervor, daß der Unterricht selbst, der in jener Zeit in den Schulen ertheilt wurde, an großen Mängeln litt, welche mit dem Pietismus in genauem Zusammenhang standen. Die Vernachlässigung der Lehre, die Betonung des Erbaulichen, die Sucht, alles sogleich praktisch zu machen, das Streben, den Zögling zu besonderen Aeußerungen seiner Frömmigkeit zu erziehen, alles dies mußte den Unterricht mehr und mehr entleeren und besonders den Nerv desselben, den Religionsunterricht, lähmen und ihm den Charakter trocknen Moralisirens geben, — ein Abweg, der sich stets höchst verderblich gezeigt hat. Der ausgeartete pietistisch-rationalistische Unterricht ist der Tod der Schulen.

Aus diesen drei Gründen meine ich, daß das mangelhafte Schulwesen ein gut Theil zu dem Verfall der alten Mission beigetragen hat; denn ein schlechter Unterricht gereicht der Kirche stets ebenso sehr zum Schaden, als ein guter ihr zum Nutzen gereicht.

6. Die Kastenstürmereien. — Daß auch diese nicht wenig zum Verfall der Gemeinden mitgewirkt haben, beweist die Geschichte. Sie fingen in der Schule Haubroe's im Jahre 1820 an. Weil Haubroe die Neuerung einführte, daß er einen begabten Pariah-Schüler sich in der Kirche mit zu den Sudra-Knaben setzen ließ, verbanden sich 35 Familienhäupter der Gemeinde, nicht zur Kirche zu gehen und ihre Kinder nicht zur Schule zu schicken, bis der Missionar versprechen würde, das nie wieder zu thun. Haubroe, Schreyvogel und Rosen waren einstimmig der Meinung, die Kaste dürfe innerhalb der christlichen Kirche in keiner Weise geduldet werden. Rosen schreibt in den zwanziger Jahren: „Die Kaste ist das größte Hinderniß des Christenthums in Indien; wenn ein Heide die Taufe verlangt, so muß er vor allem gefragt werden, ob er seine Kaste aufgeben will. Thut er das, so kann man in seine Aufrichtigkeit keinen Zweifel mehr setzen." (!!) Nach diesen Principien suchte man die von den alten treuen Missionaren vermeintlich so mißleiteten Gemeinden zu reformiren. Die ersten englischen Bischöfe waren für die mildere, die spätern für die strengere Praxis. In Folge dessen kam es in Madras und Tanjore* zu skandalösen Auftritten und Gemeindespaltungen, welche die christliche Kirche in den Augen der Heiden schändeten, die Gemüther mit Erbitterung erfüllten, die Heiden von der Taufe abschreckten und vielen ein Anlaß wurden, ins Heidenthum zurückzufallen (besonders im Tanjoreschen Gebiete). Der Schaden dieser unlutherischen Verirrung erstreckt sich bis auf die Gegenwart und ist größer und unheilbarer, als

* Es war ums Jahr 1830, als der englische Bischof von Calcutta eine Art Hirtenbrief an alle tamulischen Gemeinden sandte, in welchem er das Abthun der Kaste stark befürwortete. Die Tanjorer Gemeinde wollte dagegen remonstriren. Als daher Miss. Kohlhoff jun. den Brief des Bischofs am Sonntag von der Kanzel verlesen hatte, traten einige Gemeindeglieder vor, um dem Missionar ihre schriftliche Remonstration als Antwort zu überreichen. Da aber einige junge englische Missionare, um dies zu verhindern, sich ins Mittel schlugen, das Schreiben ergriffen, zerrissen und mit Füßen traten, wurden die Christen aufgebracht. Ein Tumult erhob sich. Man fiel über die Missionare her, und diese entgingen ernstern Thätlichkeiten nur durch schleunige Flucht durch die Fenster, und später durch die Fürsprache des mildern Kohlhoff. Von da an spaltete sich die Gemeinde. Als später auch die Landgemeinden sich weigerten, den Befehlen des Bischofs zu gehorchen, wurden sie ohne weiteres excommunicirt, ihre Kirchen geschlossen, ja an manchen Orten ganz niedergerissen. Manche solcher Kirchen und Kapellen stehen noch heute leer da.

man aus den Berichten, die über diese Vorgänge sehr wenig sagen, nachweisen kann.

7. Nebendinge. — Die Kraft der ersten Missionare lag in ihrer Einfalt und Einseitigkeit. Sie gingen ganz auf in ihrem Amte. Ihr Studium, ihre Arbeit, ihr Gebet, selbst ihre Erholung — alles war der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden gewidmet. Aber seit 1770 verschwindet diese Einfalt mehr und mehr. Die neuen Missionare fangen an mehr und mehr sich mit Nebendingen zu beschäftigen, zunächst nur, wie sie wiederholt versichern, in ihren Nebenstunden, zu ihrer Erholung, aber doch bald in einem solchen Maße, daß sie dadurch die Aufmerksamkeit europäischer Naturforscher auf sich zogen, welche sie durch schöne Titel und Diplome nicht wenig bestärkten und anregten, in dieser Richtung immer weiter vorzugehen. So wird John durch seine Conchyliensammlung, Rottler durch seine botanischen Mittheilungen in Europa berühmt. Die Missionsberichte sind voll von Fragen, die europäische Gelehrte an die Missionare richteten, und von deren Antworten und Mittheilungen naturhistorischer und philologischer Art. Ich weiß, es läßt sich manches zur Entschuldigung der Missionare sagen. Aber wie dem auch sei, wir können ihnen ihre Versicherung, daß durch jene „Nebenbeschäftigungen" ihr Hauptamt nicht beeinträchtigt werde, nicht glauben. Denn wir sehen die Folgen davon. Die Heidenpredigt wird seltner, die Gemeindearbeit den Katecheten überlassen, der Gottesdienst kurz abgemacht und die Schulen zum Theil auch sehr vernachlässigt. Das Schlimmste dabei aber war der Beweggrund, der sie mit zu diesen Beschäftigungen trieb, nämlich der Wunsch, den durch seine Predigt des Evangeliums unter den Heiden der Welt so verhaßten und lächerlichen Missionar durch Verdienste um die Wissenschaft ihr wohlgefälliger zu machen.

Diese sieben Punkte bezeichnen, wie ich meine, die Ursachen des Verfalls der alten lutherischen Mission in Ostindien. Der Verfall war in Folge derselben ein doppelter: ein innerer, bestehend in der Abnahme des Glaubens und seiner Früchte, und ein äußerer, endigend mit dem Rückfall eines (wenn auch kleinen) Theils der Gemeinden ins Heidenthum und dem Uebergehn des andern Theils zu einer andern Confession. Es wäre ein gänzlicher Verfall geworden, die lutherische Kirche wäre vielleicht für immer spurlos in Indien verschwunden, wenn nicht die göttliche Gnade ein wenn auch fast ganz verdorrtes Reis von dem alten Missionsbaume hätte in Trankebar durch die Zeit jener geistlichen Dürre hindurchgerettet, und zu rechter Zeit wieder aufsprossen lassen.

Da es mir ausdrücklich aufgetragen ist, die Nutzanwendung aus dieser Geschichte zu ziehen, so wird man es mir zu gut halten, wenn ich nun ein wenig moralisire. Die alte Missionsgeschichte ist für uns lehrreicher, als lange Missionstheorien; sie zeigt uns, was wir zu thun und zu lassen haben. Ich will mich hier nur auf kurze Andeutungen und Hauptmomente beschränken.

Wir sind Erben eines Theiles der Arbeit unsrer Väter, wir zehren von den Früchten ihres Schweißes. Als solchen geziemt es uns vor allem, von ihren Tugenden zu lernen und ihnen darin nachzufolgen. Möge ihre Frömmigkeit, ihr Eifer, ihre Selbstverleugnung, Demuth, Einfalt, Geduld und Treue auch bei uns allen gefunden werden! Möge besonders ihr großer Eifer und ihre Treue in der Heidenpredigt und Vorbereitung der Katechumenen uns mehr und mehr zur Nacheiferung reizen! — Aber auch von ihren Fehlern können wir viel lernen, und da möchte ich, was ich zu sagen habe, gleichfalls in sieben Punkte fassen.

1. Soll unser Werk bestehen, so müssen wir im Glauben an den HErrn Jesum Christum feststehen. Gläuben wir nicht, so bleiben wir nicht. Halten wir aber fest am Glauben, so brauchen wir keine Feindschaft, äußere Trübsal, Krieg, Hungersnoth, Geldnoth, Abfall der Gemeinden zu fürchten, es muß uns doch gelingen. Es muß alles dies uns endlich doch zum Besten dienen. Fangen wir aber an am Glauben schwach zu werden, so helfen uns alle äußern Hülfsmittel und Stützen nicht, wir sind verloren. Der HErr spricht: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun, denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.“ Hier liegt das Geheimniß der Kraft und des Gedeihens einer Mission.

2. Wir müssen uns hüten vor den pietistischen Irrthümern, vor Vernachlässigung der Lehre, Streben nach einer besonderen Form des christlichen Lebens, vor allzu großen Anforderungen an unsre eingebornen Gehülfen und einer unevangelischen Gesetzlichkeit. Dadurch wird die Consolidirung der lutherischen Kirche in Indien nicht nur aufgehalten, sondern auch gefährdet. Eine gesunde lutherische Richtung, welche von der alten Orthodoxie die reine Lehre und die Liebe zum lutherischen Bekenntniß und zur Theologie, von dem Pietismus die innige Frömmigkeit und den Eifer fürs Schriftstudium, von der neuen Zeit aber den geschichtlichen Sinn und den Blick für das Reich

Gottes im großen und ganzen gelernt hat, hat am ehesten Aussicht, die lutherische Kirche bleibend in Indien zu gründen.

3. Gleichgültigkeit gegen unser Bekenntniß, Nachgiebigkeit in Sachen des Glaubens, kirchliche Gemeinschaft mit den Gliedern anderer Confessionen ist der Ruin unserer Kirche, besonders hier zu Lande, da wir es hier mit Gegnern zu thun haben, denen es hauptsächlich nicht um Eintracht des Glaubens mit uns, sondern wo möglich um Besitznahme unserer Gemeinden und Mission zu thun ist. Wollen wir hier bestehen, so müssen wir unsere Kirche umzäunen mit dem Zaun des Bekenntnisses, müssen bei aller Friedliebe doch allezeit gerüstet sein, alle Angriffe auf dasselbe abzuwehren, und uns hüten, unsrer kirchlichen Stellung irgend etwas zu vergeben. Wir wissen recht wohl, daß solch eine kirchliche Mission vielen Freunden in der Heimath ein Schreckbild ist. Diese wünschen, der Missionar solle seine confessionelle Eigenthümlichkeit daheim lassen und den Heiden „das alte einfältige Evangelium“ predigen. Aber solche Wünsche beruhen auf Illusionen. Unsre alte Mission ist für uns ein sprechendes Warnungsexempel, daß es ein ungeschichtliches Versehen ist, wenn man meint, jetzt in der Heidenwelt eine sog. rein apostolische Kirche gründen zu können. In der Wirklichkeit ist das auch nirgends geschehen in der neuern Mission. Ja, so lange man den Heiden predigt, mag es mit dieser allgemein christlichen Stellung noch gehen. Aber wenn man nun eine Gemeinde gründen, einen Gottesdienst halten und die Sacramente verwalten soll, da ist es für den Missionar schlechterdings unmöglich, seine kirchliche Abkunft zu verleugnen. Sie wird sich (sei es auch ihm selbst unbewußt) in allen seinen kirchlichen und sacramentalen Handlungen ab- und ausprägen. Auf diese, oft scheinbar geringfügigen Dinge sieht der Hindu und abstrahirt sich selbst daraus die confessionellen Unterschiede der verschiedenen Missionen fast eben so sicher, als der heimathliche Theologe aus symbolischen Handbüchern. So viel ich bis jetzt in Indien gesehen, gehört und gelesen habe, glaube ich behaupten zu können, daß die lutherische Kirche mit der Klarheit ihrer Lehre, mit der Tiefe und Innigkeit ihres Glaubens, mit ihrer mittlern Stellung zwischen der alles versinnlichenden römischen und der alles vergeistigenden reformirten Confession, mit ihrer weisen Duldung nationaler und allgemein menschlicher Dinge, Sitten und Gebräuche, mit ihrer Beweglichkeit und Biegsamkeit in Bezug auf Ceremonien und äußere Ordnungen innerhalb der Kirche in besonderer Weise für den tamulischen Nationalgeist paßt, und wie sie schon

in der alten Zeit den tamulischen Christen so lieb und werth geworden ist, daß man jene Zeit noch jetzt als das goldene Zeitalter der Mission preist, so auch jetzt die Aussicht hat, nach Aufnahme tüchtiger tamulischer Kräfte noch zu einer schönen Entfaltung und Blüthe im Tamulenlande zu kommen. Dazu ist freilich auch dies erforderlich, daß wir die Gaben, die Gott unserer heimathlichen Kirche geschenkt hat, auch für und in Indien soviel als möglich auszunützen suchen, nämlich ihre unverfälschte Lehre, ihre reiche und tiefe theologische Wissenschaft, ihre erbauliche Literatur, ihre schönen Gottesdienste, ihre kirchliche Musik, ihr gesundes Volksschulwesen. Und damit unsre Gehülfen und Gemeinden im Bekenntniß unsrer Kirche unverrückt feststehen, müssen wir mündlich und schriftlich allen Fleiß anwenden, um sie mit einer richtigen Erkenntniß der lutherischen Lehre und der entgegengesetzten Irrlehre auszurüsten. Nur so werden sie im Stande sein, hier mitten in einem Zusammenfluß von allen möglichen Confessionen, Sekten und Missionen, der lutherischen Kirche allezeit treu zu bleiben.

4. Eine kirchliche Organisation, eine einheitliche Kirchenleitung ist für die rechte Entwicklung und Consolidirung der Mission nothwendig. Mag dabei auch der Einzelne sich beschränkt fühlen und nicht Raum finden für die Ausführung seiner vielleicht schon in Europa gefaßten Missionsideale, — es ist dieser scheinbare Nachtheil des Einzelnen, den ein Missionar, wenn er es redlich mit der Mission meint, um der heiligen Sache willen verschmerzen können muß, doch gering gegen den Vortheil, den eine solche Einrichtung für's Ganze hat. Und wie nachtheilig der Mangel einer einheitlichen Leitung der Mission an Ort und Stelle stets auf das Missionswerk und den Bestand und die Ordnung der Gemeinden einwirkt, davon legt unsre alte wie unsre neue Missionsgeschichte ein so lautes Zeugniß ab, daß es keines weitern Beweises bedarf. Danken wir Gott, daß wir eine solche haben, und möge unsre Mission unter derselben immer fester organisirt werden und zwar so, daß unbeschadet der einheitlichen Ordnung doch immer noch für die verschiedenen Individualitäten Raum bleibt, sich einen ihren Gaben und Kräften entsprechenden Wirkungskreis zu schaffen oder zu ordnen. Ich kann nicht umhin, auch hier wieder einen oft geäußerten Wunsch für unsre Mission laut werden zu lassen. Zur leichtern, mehr persönlichen Leitung derselben nach innen und zu ihrer Vertretung nach außen würde ein Propst oder ein Bischof, falls er die zu diesem Amte nöthigen Eigenschaften besäße, von erheblichem Nutzen sein. Einem solchen würde es kraft seines Amtes, das ja besonders

in den Augen der Anglikaner so viel gilt, viel leichter werden, unsrer Kirche und Mission hier zu Lande die rechte Stellung gegenüber den andern Missionen zu erringen und zu bewahren.

5. Dem Schulwesen alle Ehre. Von ihm hängt die Zukunft unsrer Gemeinde ab. Möge uns Gott Kraft und Mittel schenken, daß wir in einer Zeit, wo die neutrale Regierung, die englischen Missionen, ja selbst die römischen Katholiken und Heiden das Schulwesen so eifrig zu heben und vorwärts zu bringen suchen, nicht dahinten bleiben. Vor allem eine allgemeine (religiöse) Volksbildung, dann auch höhere Anstalten und ein Seminar. Aber alles dies muß im Zusammenhang mit der Entwicklung der Mission und im rechten Verhältniß zu den Mitteln und Kräften derselben stehen und darf nicht aus jenem Zusammenhang herausgerissen, oder gar im Gegensatz zu dem andern Werke betrieben werden. Sonst schadet man mehr als man nützt, sei es auch, daß man mit den besten Absichten den größten Eifer verbände.

6. Behüte Gott unsre Mission vor neuen Kastenstürmereien und Streitigkeiten, denn daraus kommt nichts gutes. Es ist dem Einfluß unsrer Mission zuzuschreiben, daß auch englische Missionen jetzt einlenken. Lassen wir uns also nicht durch immer und immer wieder erneute Angriffe von Seiten unverständiger Missionsfreunde irre machen, auf dem nach so langen und schweren Kämpfen gefundenen klaren evangelischen Wege zu bleiben.

7. Laßt uns uns davor hüten, unsre Kraft allzusehr zu zersplittern. Unser Beruf sei unser ein und alles, dem wir unsre Zeit, Kraft und Gaben, ja selbst unsre Mußestunden widmen. Nur so können wir etwas ordentliches leisten. Die Zeit ist so kurz. Lasset uns wirken, so lange es Tag ist.

So möge denn Gott uns in Gnaden bewahren vor den Abwegen der alten lutherischen Mission, deren schlimmes Ende so klar vor unsern Augen liegt. Er leite uns allezeit auf rechter Straße und schenke unsrer Mission eine gesunde Entwicklung und ein fröhliches Gedeihen nach innen und außen, daß es ihr gelinge, was der alten Mission beinahe gänzlich mißlungen wäre: die lutherische Kirche bleibend im Tamulenlande zu erbauen. Das walte Gott. Amen.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

1,40

Welches waren die Ursachen

des Verfalles

der alten lutherischen Mission in Indien

und was haben wir daraus zu lernen?

Vortrag auf der Trankebarer Missionssynode 1867

gehalten von

Missionar **R. Handmann.**

Leipzig,
Druck von Ackermann u. Glaser.